Schwestern.

Skizze von Lucie Fer.

Der Lazarettzug fuhr in die Nacht hinein. In dem Schwesternkupee Wagen 12 war das Licht hell angedreht. Schwester Regine saß unter der Tischlampe und las in einem schmalen rotbelederten Buche mit Goldschnitt. Sie hatte das Häubchen abgenommen und gab ihr kupferfarbenes Haar dem Lichte preis. — Ein Strauß bunter Astern stand neben ihr.

Schwester Jutta lehnte müßig in der gegenüberliegenden Ecke.

Der Zug ratterte und wiegte sich in den Federn. Morgen früh sollte er im Osten sein. Die Wagen liefen schnell, die Lokomotive hetzte. Hin und wieder klirrte etwas, — ein Instrument im Wandschrank, — ein Teller. Manchmal hörten sie auch gedämpftes Lachen, — Männerstimmen vom Nebenabteil. Die Aerzte schliefen noch nicht. Doktor Wachsmuts helle Stimme schien etwas Heiteres vorzulesen.

Wenn Schwester Regine die Seiten umschlug, erschien unter ihrem erhobenen Arm ein gerahmtes Männerbild, das über ihrer Schlafbank hing. Die schmale Photographie eines Offiziers. Schwester Jutta sah bei jedem Umblättern das Bild, sie konnte es aber nicht genau erkennen.

Die Schwestern fuhren zum ersten Male zusammen. Regine kam aus einem Heimatslazarett, Jutta war an der Front gewesen.

Sie kannten sich nicht.

Regine las mit hingebender Aufmerksamkeit, — ihr Mund zuckte, — ihre Augenbrauen zogen sich zuweilen zusammen. Sie las so dringend, als suche sie eine bestimmte Stelle in dem schmalen Bändchen. Als Jutta sich vorbeugte, um den Fenstervorhang beiseite zu schieben, sah sie, daß es ein englisches Buch war.

Sie behielt den Vorhang in der Hand und blickte hinaus. Die Nacht war mondlos und voller Sterne. Eine Stadt mußte soeben passiert worden sein. Lange weiße Perlenschnüre von elektrischen Lampen zogen sich von der Bahnlinie ins Land hinein. In der Ferne stieß ein Gasometer seinen runden Koloß in den Himmel. Dann kam ein Fluß. Der Zug polterte über eine Eisenbrücke und schleifte seine Lichter durch das Wasser.

Bei dem Poltern hob Regine den Kopf und sah die weiße kräftige Frauenhand an dem Vorhang. Sie sah das herbe Profil der Schwester, den verschlossenen Mund und die vielen Fältchen in den Augenwinkeln. Das Haar war schon grau. „Anfang vierzig" schätzte sie. Schwester Jutta fühlte den Blick, wandte sich um. Die beiden Augenpaare drangen aufeinander ein, zogen sich wieder zurück und warteten.

„Sie sind noch so jung," begann Schwester Jutta. Ueber ihr strenges Gesicht schien eine warme Mütterlichkeit.

Schwester Regine lächelte und sah noch jünger aus. „Achtzehn". Sie wartete auf Mehr. Aber Schwester Jutta wiederholte nur „achtzehn" und noch einmal „achtzehn". Dann sah sie nach der Uhr. „Bald elf". Ihr Gesicht war wieder verschlossen.

Regine wollte etwas sagen. Sie öffnete schon die Lippen, atmete mit einem Ruck auf, — ihr Gesicht war plötzlich älter, reicher, ihre dunklen leidenschaftlichen Augen standen voller Fragen.

Schwester Jutta bemerkte es nicht. Ein paar gleichgültige Worte hin und her, — die Schlafbänke wurden zurecht gemacht, — das Licht ausgedreht.

Sie schliefen beide nicht. Das Klappern und Klirren des Zuges bohrte sich in ihre Betten, die Stimmen vom Nebenkupee hallten. Alle Geräusche bekamen Leben. Sie fühlten es, wenn sie durch Wald fuhren, oder freies Land, an Wasser oder an Dörfern vorbei.

Schwester Regine seufzte in das Dunkel.

„Ist Ihnen etwas?"

„Habe ich Sie geweckt?"

„Ich schlafe seit ein paar Monaten nur einige Stunden."

„Sie müssen etwas einnehmen."

„Gedanken lassen sich nicht betäuben."

„Haben Sie — jemanden, — an — den Sie — denken?"

„Mein einziger Sohn ist im Frühjahr gefallen. Er war achtzehn Jahre alt."

Jutta preßte die Hände ineinander. „Mein einziger Bruder liegt schwer verwundet. Wir können nur hoffen." — — „Sie sind noch so jung."

„Ach." — — Eine Pause schob sich ein. Die Aerzte gingen im Nebenraum auseinander. Schritte kamen und verhallten.

„Ich war verlobt, — mit einem Engländer, — er war der Sozius meines Bruders. — — An meinem achtzehnten Geburtstag sollte die Hochzeit sein. — — Er fuhr im vorigen Sommer nach England hinüber, um verschiedenes zu ordnen, — — er wollte sich hier naturalisieren lassen. — Das war im Juli. — Ich habe nichts von ihm gehört. — Ich weiß nicht, ob er unser Feind geworden ist, ob er alles, alles vergessen hat oder ob er unser Freund geblieben ist. Ob er lebt oder gefallen oder verwundet ist. Nichts weiß ich, — nichts. Vielleicht hat ihn mein eigener Bruder getötet, — vielleicht hat er meinen Bruder verwundet. — Sie waren Freunde."

„Der Krieg kann nicht nach Eingeschlechtalen fragen, — er darf es nicht."

„Zu denken, daß sich Menschen, die sich lieben, so verlieren können."

„Es war im Frieden ebenso, — nur in kleinerem Maßstabe."

„Ich bin Schwester geworden, um nicht an mich denken zu können. — Ich würde sonst vielleicht wahnsinnig werden." Sie schleuderte die Worte von sich.

„Ich pflege andere, weil ich meinen Jungen nicht mehr pflegen kann."

Der Zug raste, klirrte, klapperte.

Schwester Regine weinte, ein wildes, hilfloses Kinderweinen.

„Sie ist noch so jung," dachte Schwester Jutta.

Die Rückkehr.

Skizze von Dora Münch.

Als blutjunger Leutnant war er aus der Militärakademie ausgemustert worden und hatte sich gleich mit seinen Kameraden in die Front auf den galizischen Kriegsschauplatz begeben. Schon nach wenigen Monaten hatte er das Signum laudis erhalten und nach kaum einem Jahre wurde er für seine ausgezeichneten Verdienste ganz außerkourlich zum Oberleutnant befördert. Der Komandant des Bataillons, ein alter, strammer Oberst, klopfte dem jungen, bildhübschen Offizier, dessen Oberlippe kaum der erste, goldblonde Flaum bedeckte, wohlwollend auf die Schulter. „Hast dich sehr wacker gehalten, Hellmut Horst. Wir alle sind stolz auf dich. Und damit du noch eine besondere Freude hast: du wirst jetzt vierzehn Tage auf Urlaub geschickt. Du wirst doch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben!"

Nein, der junge Offizier sträubte sich nicht, den Urlaub anzunehmen. Seit drei Monaten hatte er keine Nachricht vom Hause. Er machte sich keine besonderen Gedanken darüber, vielen Kameraden erging es ja nicht besser. In Verfolgung des Feindes rückten sie seit Wochen immer vorwärts. Wie viele Briefe konnten da in Verlust geraten sein! Ob nicht auch seine Karten, kurze Berichte, im Kriegsgetümmel geschrieben, verloren gegangen waren, und seine Lieben daheim sich um ihn gebangt hatten? Nun konnte er sich von ihrem Wohlbefinden überzeugen und sich selbst heil und unversehrt zeigen.

Einige Stunden später saß Hellmut Horst in einem Eilzug, der ihn Wien, seiner Vaterstadt, und seinen Angehörigen entgegenführte. Hellmut blickte zum Fenster hinaus. Wie verändert sah das Land aus, im Vergleiche zum Vorjahr! Aus blühenden Gefilden waren öde Steppen geworden! Friedliche Dörfer hatten sich in Trümmerhaufen verwandelt. Hier gähnten tiefe Löcher, die Granaten in den Boden gebohrt hatten. Dort dehnten sich weite Plätze, auf denen in Reih und Glied schmucklose Kreuze standen. Hellmut wurde plötzlich von einer tiefen Traurigkeit ergriffen. Auch unter seinen Kameraden hatte der Tod reiche Ernte gehalten, manchen lieben Freund hatte er jäh erbleichen gesehen.

In einer Station in Nordgalizien wurde ein invalider Offizier von einem Sanitätsmann ins Abteil gebracht. Ein Kopfschuß hatte ihm Augenlicht und Gehör geraubt. Voll Mitleid blickte Hellmut auf seinen unglücklichen Kameraden. Was für ein kluges, intelligentes Gesicht er hatte! Aber wie furchtbar war dieser starre Ausdruck, dieser erloschene Blick. Von dem Sanitätsmann erfuhr Hellmut, daß der invalide Offizier, in Friedenszeiten ein sehr beschäftigter Ingenieur, durch drei Monate im Spital in T. gelegen war. Es hatte einen harten Kampf gekostet, ihn dem Tode zu entreißen. Augenlicht und Gehör waren leider für immer verloren.

„Wie gnädig mir doch das Geschick bisher gewesen ist," sagte sich Hellmut. Und er dachte daran, wie mitten im Gefecht Granaten neben ihm eingeschlagen, Schrapnelle explodiert, Fliegerbomben Treffer gemacht hatten. Und während rechts und links Kameraden tot und schwerverwundet hingesunken waren, war er wie durch ein Wunder immer unversehrt geblieben. „Der Unverwundbare, unser Achill," hatten ihn die Kameraden getauft. Eine höhere Fügung war es, dachte Hellmut und dankbar erkannte er an, daß über ihm schützend ein Stern geleuchtet hatte.

In Krakau wurde der invalide Offizier auswaggoniert. Hellmut war ihm beim Aussteigen behilflich. Am Perron warteten die Eltern, der Vater, ein stattlicher Mann mit langem, weißen Barte und an ihn gelehnt eine kleine, gebeugte Frau mit verhärmtem Gesichte. Als sie ihres Sohnes ansichtig wurde, stürzten Tränen aus ihren Augen, dann eilte sie auf ihn zu und schloß ihn wortlos in ihre treuen Arme. Und ein schönes, blühendes Mädchen stand neben den Eltern. „Die Braut des Ingenieurs," flüsterte der Sanitätsmann Hellmut zu. Als sie ihres Bräutigams ansichtig wurde, biß sie sich in die Lippen, um nicht aufzuschreien vor Schmerz.

Weiter rollte der Zug. Unwillkürlich mußte Hellmut jetzt an seine Angehörigen denken, an Vater, Mutter und Schwester. Vor allem an den Vater. Was für ein guter, lieber, rechtschaffener Mann das war! Seit vielen Jahren arbeitete er, ein höherer Staatsbeamter, in der Kanzlei, selbstlos, anspruchslos für seine Person, nur auf das Wohl seiner Familie bedacht. Und mit ein wenig Verbitterung wanderten Hellmuts Gedanken vom Vater zur Mutter. Er hatte sie als Knabe geliebt und vergöttert, sie sah immer so jung und hübsch aus und auch jetzt noch, wenn sie in ihn eingehängt ging, hielt sie jeder für seine Schwester. Sie wollte immer schön sein, immer verehrt und bewundert werden. Aber Hellmut bekümmerte es, daß Vater so viel entbehren mußte, um Mutters Luxus, ihr eleganten Toiletten zu bestreiten. Sträubte sich Vater einmal, wieder eine neue, teuere Toilette zu bezahlen, dann erschreckte ihn Mutter durch eine Ohnmacht, so daß er sich schließlich darein gefügt hatte, sich alles zu versagen, jede Erholungsreise, jedes Vergnügen, nur um den Aufwand seiner Frau bestreiten zu können! Mit ihrem goldblonden Haare, ihrem Madonnengesichte, ihren blauen Kinderaugen und mit ihrer einschmeichelnden Liebenswürdigkeit verstand es Hellmuts Mutter, jedermann zu bezaubern. Aber Hellmut wußte, daß die Farbe der Haare ebensowenig echt war wie das rosige Inkarnat der Wangen, wie das ganze Wesen der Mutter, und was ihn am meisten schmerzte, war, daß sie seine Schwester, ein junges Mädchen mit guten Anlagen, auch zu einem hohlen, eitlen Geschöpfe erzog.

Nein, um Mutter und Schwester war ihm nicht bange, gestand sich Hellmut offen. Aber er konnte es nicht erwarten, Vater wiederzusehen, Vater, der so frühzeitig gealtert war, in dessen gutes, liebes Gesicht Kummer und Sorge tiefe Falten gegraben hatten. Hellmut wußte, daß er sein Stolz, seine Hoffnung war, und um seinetwillen, in erster Linie um seinetwillen, freute er sich, daß er draußen im Felde das "Signum laudis" und den „zweiten Stern" errungen hatte.

In diese Gedanken versunken, verfiel Hellmut in einen tiefen, bleiernen Schlaf und als er erwachte, rollte der Zug langsam in die Bahnhofshalle von Wien ein. Hellmut sprang auf, rieb sich rasch die Augen und griff nach seinem kleinen Gepäck. Wenige Augenblicke später hatte er das Abteil verlassen, die Ankunftshalle durcheilt, und wartete nun draußen, bei der Haltestelle der elektrischen Bahn, auf einen Wagen, der ihn nach Hause bringen sollte. Voll Lebensfreude weitete sich seine Brust, er atmete wieder die Luft seiner geliebten Vaterstadt, der Lärm der Großstadt umbrauste ihn, in nächtlichem Dunkel verschwommen sah er die Konturen ihrer Kirchen und Paläste.

Da hielt auch schon ein Wagen. Trotz der vorgerückten Stunde war er noch dichtbesetzt und gleich auf der Plattform begegnete Hellmut einem guten Freunde seines Vaters. „Hellmut, Sie hier!" rief dieser erfreut und streckte dem jungen Offizier beide Hände entgegen. „Sapperlot, was ich sehe. Das Signum laudis und zwei Sterne! Ich gratuliere, gratuliere herzlichst. Wenn doch Ihr Vater diese Freude erlebt hätte!" „Was sagen Sie, Herr Baurat," stammelte Hellmut ganz bleich, „wenn mein Vater ..." Er kam nicht weiter. Erstaunt sah ihn der Baurat an. „Ja, wissen Sie denn nicht?" fragte er mit einem Ausdruck tiefen Mitleids. „Ich komme direkt aus dem Felde, habe von nichts eine Ahnung. Seit drei Monaten bin ich ohne Nachricht vom Hause." „Dann fällt mir die traurige Aufgabe zu, Ihnen das Schreckliche zu sagen. Ihr armer Vater lebt nicht mehr. Vor zwei Monaten war es, da wurde Ihr Vater in seinem Bureau, mitten in seiner Arbeit, durch einen Herzschlag hinweggerafft. Zwei Tage vorher hatten wir uns noch gemütlich unterhalten, er interessierte sich so lebhaft für alle Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen. Wie freute er sich über unsere Siege, über das Vordringen der österreichisch-deutschen Armee in Russisch-Polen und wie stolz war er auf Sie! Lassen Sie es mich Ihnen sagen, lieber, junger Freund. Sie waren sein Glück, — sein ganzes Glück, fügte er mit besonderem Nachdruck hinzu. Sie haben diesem wahrhaft guten, edlen Manne durch Ihre Taten Ehre gemacht und Sie werden sich seiner, ich bin dessen fest überzeugt, auch in Ihrem ferneren Leben würdig zeigen."

Der Wagen war bei der Straße, in der der Baurat wohnte, angelangt. Innig drückte dieser zum Abschied die Hand des jungen Offiziers, der unfähig war, ein Wort zu sprechen.

Nun stand Hellmut allein auf der Plattform, wie in dumpfer Betäubung. Passagiere stiegen aus und ein, die Schaffnerin rief die Haltestellen aus. Hellmut sah und hörte nichts. ... Vater ist tot, tot. Dieser eine Gedanke erfüllte und lähmte sein Denken.

„Wollten der Herr Oberleutnant nicht am Gürtel aussteigen," fragte da die Schaffnerin. Mitleidig blickte sie dabei auf den jungen Offizier. Wie blaß er ist, wahrscheinlich ist er sehr krank, dachte sie und angstvoll schweiften ihre Gedanken zu ihrem Manne, der ja auch draußen im Felde stand, während sie hier, unermüdlich und rührig, den ungewohnten Dienst versah.

Mechanisch verließ Hellmut den Wagen, mechanisch ging er den Gürtel hinauf und überschritt den Viadukt. Polternd und krachend fuhr über ihm ein Nachtzug der Stadtbahn. Bogenlichter flackerten im Dunkel und erleuchteten die Straße, die jetzt nach der Sperrstunde nur wenige Fußgänger sah. Dort, um die Ecke lag ja das Hellmut so wohlvertraute Haus, im zweiten Stock war ihre Wohnung. Wie, die Fenster waren hell erleuchtet? Hatte Mutter seine Ankunft geahnt? Es soll ja solche Ahnungen geben! Wie Mutter wohl den Tod Vaters ertrug, grübelte er weiter. Gewiß quälte sie sich mit Vorwürfen, bereute es, daß sie ihm durch ihre Ansprüche das Leben erschwert hatte. Und wie sollte er sich jetzt ihr gegenüber verhalten? Aber da gab es ja gar keinen Zweifel, diktierte ihm sein ritterliches Herz; natürlich sollte er Mutter und Hedda Trost und Stütze sein, ihnen das Leben erleichtern und verschönen.

Er war beim Hausior angelangt und hatte die Nachtglocke geläutet. Nach wenigen Minuten erschien der Portier. Freudig begrüßte der alte Mann den jungen Offizier. „Herr Hellmut, nein, diese Ueberraschung!" Er wollte mit Hellmut vom Kriege sprechen, ein wenig politisieren, aber dieser vertröstete ihn auf morgen. Morgen, lieber Günter, werde ich Ihnen mehr erzählen, jetzt will ich vor allem zu Mutter und Schwester."

Da war es, als ob der alte Mann Hellmut, den er schon als kleinen Knaben gekannt hatte, etwas sagen wollte und doch nicht wagte, es auszusprechen. Beflissen und schweigsam leuchtete er über die Stiege.

Und nun stand Hellmut vor der Wohnung. Ein nettes Stubenmädchen in weißer Schürze und weißem Häubchen öffnete die Türe und verbeugte sich tief vor dem jungen Offizier. „Ich habe mich wohl in der Türnummer geirrt," sagte dieser verlegen — wir geben es doch nicht so nobel, fügte er in seinem Innern hinzu — „ich wollte zu Frau Horst." „Aber dann sind Sie ja bei der richtigen Türe, Herr Oberleutnant," erwiderte das Stubenmädchen dienstbeflissen. „Haben die Damen denn jetzt noch Besuch?", fragte Hellmut erstaunt, als er an der Vorzimmerwand zwei Herrenröcke bemerkte.

„Gewiß, die Herren, die jeden Abend kommen."

In diesem Augenblicke ertönte aus dem angrenzenden Speisezimmer ein flotter Walzer, dann Gläsergeklirr — und jetzt ein glockenhelles, fröhliches Lachen.

Hellmut griff sich an den Kopf. Wo war er? Narrte ihn ein dumpfer, wüster Traum? Lag er verwundet, in wirren Fieberphantasien auf dem Schlachtfelde in Russisch-Polen? Dieses helle, sorglose Lachen! Nur eine Frau konnte so lachen und diese Frau war seine Mutter.

Er stürzte zur Tür, riß sie auf und blieb wie angewurzelt stehen. Auf dem Sofa, vor dem Tische, der mit Delikatessen, Früchten und Weinen beladen war, saß in eleganter Abendtoilette, mit strahlendem Ausdruck, seine Mutter, neben ihr ein ihm unbekannter Herr, der vertraulich den Arm um ihren Nacken geschlungen hatte. Und dort, beim Klavier, saß Hedda, seine Schwester, und spielte einen flotten Walzer, während ein Herr das Umblättern besorgte und sich hiebei mehr als es notwendig war, über sie neigte.

Im härtesten Gefecht, Aug' in Aug' mit dem Feind, hatte Hellmut keine Furcht gekannt. Aber jetzt überfiel ihn ein tiefes Grauen, seinen ganzen Körper überlief ein heftiges Zittern.

Wie einen Geist hatte Frau Horst ihn angestarrt, sich aber dann mit der ihr angeborenen, schauspielerischen Begabung rasch gefaßt. „Hellmut, du hier? Nein, so unerwartet." Und sie stürzte ihm entgegen und wollte ihn zärtlich umarmen. Und auch Hedda kam hocherfreut auf ihn zu.

Aber Hellmut wehrte ab. „Ich wußte nicht, daß Vater tot ist," sagte er mit tonloser Stimme. „Ich bekam 14 Tage Urlaub und freute mich, ihn wiederzusehen. Hier erst erfuhr ich das für mich Schreckliche."

Einen Augenblick war es Hellmut, als müßte er auf diese fremden Männer stürzen, sie züchtigen. Aber er war nicht umsonst als Soldat erzogen worden, hatte Disziplin gelernt, die schwere Kunst, sich zu beherrschen.

„Ich wollte," fuhr er mit schmerzbewegter Stimme fort, „dich Mutter und dich, Hedda, trösten. Jedoch ich sehe, ihr seid meines Trostes nicht bedürftig. Ich besuche morgen Vaters Grab und kehre dann gleich ins Feld zurück."

„Nein, nein, du bleibst hier," schrie Frau Horst und wollte sich an ihren Sohn klammern. Und auch Hedda hatte die Hände flehend erhoben.

Allein beide vermochten Hellmut nicht zu rühren, noch seinen Entschluß zu ändern. Er griff an die Kappe, neigte kühl den Kopf und verließ das Zimmer. Verließ das Haus, eilte ziellos und planlos durch Straßen und Gassen und dachte, beinahe mit einem Neidgefühl, an den armen Reisegefährten, dem der Krieg Augenlicht und Gehör geraubt hatte. Besser blind und taub als dieses Erleben.

Und die tiefe Erschütterung, die ungeheure Spannung, die seine Seele erfüllte, löste sich erst, als er am anderen Morgen draußen vor einem vor wenigen Wochen aufgeworfenen Grabhügel kniete. Hier fanden seine Tränen freien Lauf und seine bleichen Lippen stammelten einen heißen Schwur: „Dir, Vater, gelobe ich, daß meine Taten dir Sühne werden sollen für diese Schmach."

Und von dem Grabe seines Vaters fuhr Hellmut zur Bahn und kehrte zu seinem Bataillon auf das Schlachtfeld zurück. „Achill ist wieder bei uns," jubelten die Kameraden. Ach, wenn sie geahnt hätten, wie tief verwundet, wie zerrissen die Seele Achills war!

„Was, junger Freund," fragte der Oberst erstaunt, „ich gebe dir 14 Tage Urlaub und du kehrst am dritten Tage zurück?" — „Der Vater ist tot!"

„Und Mutter und Schwester?"

Ein krampfhaftes, schmerzliches Zucken lief über das treuherzige Kindergesicht des jungen Offiziers. Da forschte der Oberst nicht weiter. „Na, mir kann's recht sein! Solche Soldaten wie dich können wir brauchen. Feindliche Patrouillen schleichen in der Nähe herum, wir werden sehr bald zum Sturmangriff blasen!"

Und mit einer Begeisterung, wie er sie noch nie empfunden hatte, stürzte sich der junge Held in die Schlacht. Er hatte viel, unendlich viel verloren und gelitten. Aber hier, auf dem Schlachtfelde, fühlte er sich von jeder Pein, jeder Qual erlöst. Nichts klammerte ihn mehr ans Leben. Sein ganzes Sinnen und Denken, seine ganze Kraft, jeden Blutstropfen weihte er dem Vaterland. Für das Vaterland wollte er kämpfen und siegen, und wenn das Schicksal es wollte, freudigen Herzens sterben den Schlachtentod.

Ein gelungener Streich.

Humoreske von Robert Misch.

Er kam in die letzte Kompagnie des dritten Bataillons, weil er noch gerade das Maß hatte, und „riß" seine zwei Jahre beinahe ab. Noch zehn Wochen, in die das Manöver fiel, und dann hatte Reserve Ruhe.

Sogar Gefreiter war er schließlich geworden; denn er führte sich brav, war intelligent und schoß gut. Auch mochten Feldwebel und Hauptmann den klugen, willigen Burschen wohl leiden.

Die Kameraden nannten ihn „Hänschen", trotzdem er im zweiten Jahr noch in Schuß kam und sich dehnte und streckte. Wie er gerade über sein ferneres Fortkommen nachdachte, da hieß es urplötzlich: Mobilmachung — Krig!

Die Mutter kam noch einmal in seine Garnison herüber, um Abschied zu nehmen und weinte herzbrechend um den Einzigen. Hänschen tröstete sie nach Möglichkeit, aber so recht geheuer war ihm auch nicht zumute. Zum Helden fühlte er sich nicht geboren.

Doch er mußte seine Pflicht tun. Die Kameraden freuten sich auf den Krieg. Schließlich war's eine Abwechselung.

Auch hielt der Oberst eine schöne Rede und der Major noch extra eine. Da wurde es ihm klar, daß es galt, Deutschland vor der Vernichtung zu bewahren und fürs Vaterland auf Leben und Tod zu kämpfen. Das gab ihm Mut und Zuversicht.

Aber die Reservisten, die jetzt einrückten, brachten erst die heiße Begeisterung und Wut mit in's Regiment. Die kämpften für ihre Weiber und Kinder, für ihr Haus und ihren Herd. Und daran entzündete sich dann auch allmählich sein Kriegsenthusiasmus. An ihm sollte es nicht fehlen.

Seine Brigade kam nach dem Osten. Erst rauften sie sich in Ostpreußen herum, gingen dann nach Polen hinein und später wieder zurück. Ihm tat keine Kugel weh. Mehrere Unteroffiziere seiner Kompagnie fielen in der großen Tannenberger Schlacht; sein Hauptmann machte ihn jetzt dazu.

Zuletzt zogen sie tief nach Polen hinein, mitten im Winter. Da blieben sie eine ganze Zeitlang in Reservestellung liegen. Dann kamen sie wieder an die Front; und es gab neue Schlachten und Gefechte.

Eines Tages rückte das Bataillon im Eilmarsch in ein kleines polnisches Dörfchen ein, am Rande eines großen Waldes gelegen, der sich nach beiden Seiten meilenweit ausdehnte. Zu essen gab's hier nicht viel, und die Gulaschkanonen konnten nicht so schnell nachkommen.

Sie bildeten die äußerste Seitendeckung, wie es hieß — und in dem Wald sollten noch Russen stecken oder weiter vorrücken. Niemand wußte es genau. In dem schneebedeckten Nadelwald konnten die Flieger nichts erkunden.

Das Bataillon schickte gegen mittag einige Spähpatrouillen nach den verschiedensten Richtungen hinaus. Eine davon mit fünf Mann führte „Hänschen" — der Unteroffizier Wärnke. Sein Hauptmann erklärte ihm die Gegend nach der Karte, zeigte ihm die Wege und die Ortschaften, in die sie führten. Und er fand sich auch ganz gut darin zurecht.

Aber sie mußten wohl eine Weggabelung in dem tiefen Schnee übersehen haben — plötzlich hatten sie sich verlaufen, fanden überhaupt keinen Weg mehr. Es wurde Dämmerung, dann stockdunkel, und sie tappten noch immer im Walde umher und wußten nicht ein noch aus.

Weder einem Haus noch einem Menschen, auch keinem feindlichen Soldaten begegneten sie auf ihren Irrwegen. Schließlich gerieten sie auf einen schmalen Waldpfad, der erst kürzlich betreten zu sein schien.

Sie zankten sich ein bischen, ob sie ihn vor oder rückwärts gehen sollten — aber Hänschen als Unteroffizier entschied: nach vorwärts! Ob er sich damit den Seinen näherte oder von ihnen entfernte, wußte er zwar auch nicht recht — aber es schien ihm das allerbeste, der Nase nachzugehen. Auch führten die halbverwischten Spuren im Schnee nach dieser Richtung. Möglicherweise fand man ein Unterkommen zum Uebernachten oder stieß gar auf den Feind.

Zwar war es durchaus kein behaglicher Gedanke, vielleicht eine Uebermacht anzutreffen, die ihn und die Seinen gefangen nahm. Noch weniger verlockend war hier eine Schießerei mitten in Nacht und Wald. Das war anders als in der Schlacht, wo man am hellen Tage, inmitten der Kameraden, geführt von den Offizieren, befeuert von den Hörnern, voll Kampfesmut und Wut dem Feinde entgegenstürmte, um ihn zu vernichten oder zurückzutreiben.

Aber es war Befehl, die Russen zu finden. Eß- und Trinkvorrat führten sie mit sich. Vielleicht fand man doch schließlich eine leere Hütte, wie sie Köhler oder Waldarbeiter benutzt hatten.

Und wirklich, das Glück war ihnen hold. Von weitem schimmerte ein schwaches Licht, auf das sie nun vorsichtig, einer hinter dem anderen, losstapften.

Die Umrisse einer Blockhütte tauchten im Dämmern des Abends vor ihnen auf, von einer kleinen Lichtung umgeben. Mit entsicherten Gewehren schlichen sie leise näher.

Flüsternd gab Hänschen seine Befehle: zwei Mann links, zwei Mann rechts; er selbst mit dem Gefreiten auf die einzige Pforte zu, neben der nur ein schmales Fenster lag.

Lautes Lachen und Stimmengewirr, offenbar in russischer Sprache, tönten ihnen entgegen. Irgend jemand summte ein melancholisches Volksliedchen leise vor sich hin.

Die vier Mann schwenkten nach den Seiten ab, die Gewehre zum Aufschlag bereit. Hänschen pirschte sich mit seinem Gefreiten an die Tür heran. Durch das halbblinde, grünliche, zumteil mit Papier verklebte Fenster sah er einige Russen um einen Tisch sitzen. Schnell stieß er die Tür auf, versuchte es wenigstens — aber sie war fest verschlossen.

Im selben Augenblick verstummten drinnen Sprechen und Lachen; gleich darauf erlosch auch das Licht. Das schmale Fenster wurde halb geöffnet — Bajonette und Gewehrläufe schoben sich mattblinkend daraus hervor. Auf Russisch rief eine rauhe Baßstimme:

„Wer ist da?"

„Ergebt Euch — Prußki!" rief Hänschen und schoß ins Fenster hinein — mehr nach oben, als Warnung.

Von innen wurde zurückgeschossen — man hörte den Knall, sah den Feuerschein. Hänschen und seine Begleiter flüchteten in der Dunkelheit hinter einen Busch und zielten aufs Neue nach dem Fenster.

„Halt — halt! Schießt nicht!" rief da plötzlich eine helle, hohe Stimme auf Deutsch mit dem jüdisch-polnischen Tonfall, den Hänschen nun schon von den galizischen Juden her kannte. — „Herr Offizier oder Unteroffizier, wir machen Ihnen ä Vorschlag zur Güte. Wir werden uns ergeben, wenn Sie mehr sind als wir. Wenn Sie sind weniger, müssen Sie sich uns ergeben. Was sollen wir uns gegenseitig totmachen, mitten in der Nacht, mitten im Wald, wo niemand nischt von weiß!"

Nun mußte Hänschen doch herzlich lachen, trotzdem ihm der Vorschlag ganz vernünftig erschien. Dem Hänschen als Menschen! Aber der preußische Unteroffizier Warnke schämte sich ein bischen. Ein Deutscher galt mindestens zwei bis drei Russen, sagte ihnen der Hauptmann immer.

Und wer weiß, ob's nicht bloß eine Kriegslist, eine Falle war! Dann wollte er lieber die Russen als schlauer Deutscher übertölpeln. Drinnen hörte er sie eifrig flüstern.

„Wir sind zwölf Mann mit dem Unteroffizier," rief er zurück.

„Nu — dann werden wir uns geben gefangen!" rief die helle Stimme schnell und sichtlich erleichtert. — „Wir sind nur sechs."

Gleich darauf öffnete sich vorsichtig ein Spalt der Türe. Ohne Gewehr, mit einem weißen, winkenden Taschentuch in der Hand, erschien ein Russe — offenbar der Jude. Denn er drückte die Tür schnell wieder hinter sich zu und rief lachend:

„Nu, was schwindeln Se, Herr Unteroffezier — ich seh' se doch! Sie sind doch nur Zweie!"

„Die anderen stehen ums Haus herum."

„Nu — das werd' ich mir erst ansehn mit Ihrer gütigen Verzeihung. Was schlagen Se das Gewehr an zu mir?! Ich bin ä Parlamentär mit's weiße Tuch und hab' keine Waffe."

Ganz ungeniert — er schien der deutschen Treue und Ehrlichkeit offenbar zu trauen — marschierte der jüdische Soldat ums Haus herum. Von der anderen Seite kehrte er zurück.

„Was haben Sie mir erzählt von zwölf — Sie sind doch nur sechs wie wir. Die Partei steht gleich. Warum wollen wir nicht machen das Geschäft?! A Vorschlag, Herr Unteroffezier. Wir werden stehen mit Gewehr bei Fuß, so wahr ich ä ehrlicher Mensch bin, beim Gott meiner Väter. — Sie werden hineinspazieren und Ihre Gewehre links in die Ecke stellen, und wir rechts in die Ecke. Dann werden wir uns schütteln die Hand und mal erst essen und trinken zusammen. — Spaß, haben wir ä guten, warmen Kaffee und Wudki und Gulasch — und a schönes, warmes Feuerchen brennt im Herd! Und dann können wir verhandeln in Ruh unser Geschäft."

Die anderen vier Musketiere waren nun auch seitwärts hinter den Busch getreten; und sie lachten von Herzen über den drolligen, friedliebenden Juden und seinen Vorschlag. Der erschien ihnen immer annehmbarer. Sie froren, hatten Hunger und Durst. Und einer, der lustige Musketier Müller II, gab ihrer Meinung Ausdruck:

„In der Instruktion steht freilich nichts drin von so was. Aber wenn wir uns gegenseitig totschießen, können wir Meldung nicht bringen. Machen wir auch sechs Russen kaput, so ist doch auch unsere Kompagnie um sechs brave Kerle ärmer. Und Russen gibt's mehr als deutsche Soldaten."

Das schlug durch. Während sie aber noch eifrig berieten, das Gewehr zur Abwehr bereit, stand der Jude, immer noch mit seinem Taschentuch in der Hand, breitbeinig in der schmalen Tür und redete nach drinnen voll Leidenschaft und Eifer auf seine Landsleute ein.

Nach einigem Hin und Herr einigte man sich über die Bedingungen. Die Russen sollten ihre Flinten gleichzeitig mit den Deutschen sichern, und zwar hier draußen im Freien. Die Russen sollten sie dann links, die Deutschen rechts von der Tür gegen die Wand lehnen, sich dann je zu Zweien gegenseitig die Hände schütteln und so, zu Zwei und Zwei, ins Haus treten.

Drinnen schauten sie sich erst einmal ordentlich an. Die Russen waren ebenfalls lauter junge, stattliche Kerle. Und noch ein Zweiter, ein baltischer Lette, sprach etwas Deutsch. Also verständigten sie sich ganz gut miteinander. Die Russen gaben von ihrem Kaffee und ihrem Gulasch her, die schon auf dem Herde brodelten. Die Deutschen taten von ihrer eisernen Ration dazu, die freilich schmal war.

Aber der Kognak und der Rum aus den deutschen Feldflaschen erregten die höchste Begeisterung der Moskowiter. Sie selbst tranken auf Hänschens Wunsch nur mäßig, schenkten aber den Russen fleißig davon ein, die sich's auch gut schmecken ließen und bald sehr gemütlich wurden.

„Guttes Brudder Prußki — serr guttes Wudki!" riefen sie einmal über das andere.

Auch sie waren eine Streifpatrouille von einer „großen Abteilung", die da „ganz hinten, weit hinter dem Wald" irgendwo lag, von der sie aber schon seit anderthalb Tagen abgekommen waren. Auch verirrt!

Allzu groß schien ihr Eifer, zu ihrer Truppe zurückzukehren, allem Anschein nach nicht. Sie befanden sich hier ganz wohl; und hinten, in der kleinen Vorratskammer, lag noch dazu ein abgestochenes Schwein, dem sie irgendwo unterwegs den Garaus gemacht und das sie dann mitgeschleppt hatten.

Immer lustiger wurden die Russen, die sich den Kognak zuletzt zwischen ihren Wudki gossen, den die Deutschen zum großen Erstaunen der Moskowiter verschmähten. Aber auch immer redseliger, zumal beim Kartenspiel, das ihnen nach beendeter Mahlzeit die Zeit vertrieb. Auf einen heimlichen Wink Hänschens ließ man die Russen gewinnen. Und da kam's auch bald heraus: Die „größere Abteilung" der Russen war in Wirklichkeit eine große Proviantkolonne, die im Dorfe Scz . . . festsaß, und für die sie sichere Wege hatten ausspüren sollen.

Die bärtigen Kerle lärmten und johlten, erzählten von ihren Frauen und Kindern, und daß sie bald in Wien und Berlin zu sein hofften. Beide Städte sollten ja nur wenige Tagesmärsche hinter Polen liegen. Dort hätte man ihnen reiche Beute versprochen.

Zuletzt tanzten sie um den Herd, während zwei, darunter der Jude, dazu in die Hände klatschten und sangen. Der zwinkerte listig mit den Augen und sagte leise zu Hänschen:

„Aeso sind se alle — besoffene Schweine!"

Schließlich legte sich der eine schlaftrunken hin, wo er gerade stand, und dann ein anderer, bis sie alle schnarchend um den Herd und unter den Bänken lagen.

Darauf hatte Hänschen nur gewartet. Leise schlich er mit dem Gefreiten hinaus, entlud die russischen Flinten und verbarg sie zunächst unter einem dichten Busch. Dann bestimmte er die Wachen nach der Uhr. Jeder sollte seinen Nachfolger nach zwei Stunden wecken und ihn selbst bei der geringsten Gefahr oder fremden Annäherung. Ihre eigenen Gewehre nahmen sie mit hinein. Jeder legte sich, in seinen Mantel gehüllt, neben seine Waffe.

Es war heller Tag als die Russen ihren Rausch ausgeschlafen hatten. Der Jude, der keinen hatte, erwachte zuerst und half den Deutschen, Kaffee machen. Er zeigte auf die Gewehre und flüster